



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gobineau in französischer Beleuchtung : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

für ein Risiko berechnet sein, das ein ganzes Jahr lang getragen wird. Danach ist sie offenbar zu hoch, wenn das Risiko im Laufe des Jahres wegfällt. Oder rechnen die Versicherungstechniker schon an dieser Stelle damit, daß erfahrungsmäßig ein großer Teil der Versicherten durch eigne Verschümnisse den Entschädigungsanspruch zu verwirken pflege? Das wäre dann freilich ein Rechnungsfaktor, über den kein weiteres Wort verloren zu werden brauchte, und dessen rasche und gründliche Ausmerzung für die erstrebte Gesundung unsers Versicherungsrechts die allererste Voraussetzung wäre.



Gobineau in französischer Beleuchtung

(Schluß)



m Jahre 1869 wurde unser Diplomat nach Rio de Janeiro versetzt. Das dortige Klima bekam ihm nicht, und die südamerikanischen Zustände, wie überhaupt das ganze geschichtslose und von einem geradezu tollen Völkergemisch bewohnte Amerika waren ihm widerwärtig. Nur die persönliche Freundschaft des Kaisers Dom Pedro, der ihm fortan ein treuer Korrespondent blieb, entschädigte ihn ein wenig; dagegen ließ ihn, der nur für den Menschen Interesse hatte, die Pracht der Tropennatur kalt; des *paysages inédits* nannte er diese unhistorischen Landschaften. Im Frühjahr 1870 nahm er Urlaub. Während des Krieges weilte er auf seinem Schlosse Trye-en-Beyin. Als Maire seiner Gemeinde und Generalrat des Departements erwirkte er der Bevölkerung Erleichterungen, die ihm nach Abschluß des Waffenstillstands eine Dankfagung von der Stadt Beauvais einbrachten. Die große Umwälzung wälzte auch sein Denken und seinen Gemütszustand um. Seillière nennt den noch übrigen Lebensabschnitt Gobineaus seine asketische Periode. Von Haus aus war er dem Asketismus nichts weniger als günstig gestimmt gewesen; feierte er doch die arischen Helden als Männer der Tat; pessimistische Entfagung, Selbstpeinigungen, mystische Träumereien, Gaukeleien und Zauberkünste, wie sie die orientalischen Magier und Mönche betreiben, gehören wahrlich nicht zum Idealbild eines homerischen oder germanischen Helden. Und wie ihm denn Buddha überhaupt schon als Zerstörer der Kasten und Gleichmacher verhaßt war, so hatte er ausdrücklich auch noch den „individuellen und willkürlichen“ Asketismus dieses Religionsstifters verurteilt. Der Aufenthalt in Persien, der Verkehr mit Weisen orientalischen Stils stimmte ihn milder gegen diese Lebensform. Er begann die Entfagung des Anachoreten erhaben zu finden, erhabener als den Heldennut des Kriegers. In Chiron sieht er einen vorhomerischen Asketen, Asketismus sieht er in der Apotheose des sterbenden skandinavischen Helden, und in seinen nach 1870 geschriebnen Briefen preist er das Leiden. Es mutet ein wenig komisch an, daß er nun den Asketismus nicht bloß für einen Grundzug des arischen Charakters erklärt, sondern auch ganz besonders

im beefsteakliebenden Engländer die Anlage dazu findet; Sonderlingswesen und hochmütige Absonderung erscheinen ihm als Askese. Er begegnet Engländern, die als Einsiedler leben, in Amerika wie im griechischen Archipel, Männern und auch Frauen, in denen die Verfeinerung und die Gewöhnung an üppigen Komfort zuletzt „das Bedürfnis einer Einfachheit erzeugt haben, die an Barbarei streift, aber niemals gemein wird.“ Sein Asketismus ist eben ein hochmütiger Stoizismus, der jedoch mitunter dem leidenschaftlichen Mystizismus der Tropenbewohner zuneigt. Daß er aber sein neues Ideal gerade bei Engländern verwirklicht sieht, ist eine Wirkung des Krieges. Dieser mußte die Deutschen in seiner Achtung heben, und so vergißt er denn, daß er sie im „Versuch“ für Kelten erklärt hat. Und da er doch auch zu sehr Patriot war, als daß er sie nun sogleich hätte verherlichen können, wendet er seine Vorliebe zunächst ihren Bettern, den Engländern, zu. Den Patriotismus mag er nicht gänzlich verleugnen, obwohl er ihm sauer wird. „Wie kann man Patriot sein, wenn das Wort Vaterland weiter nichts mehr bedeutet als Gambetta, Grévy, Orleansisten, Imperialisten und allgemeine Geldgier!“ Auch von den Engländern hatte er früher behauptet, sie seien nahezu keltisiert und romanisiert. Jetzt erfüllen ihn die deutschen Siege und die Ausbreitung der englischen Macht mit der Hoffnung, daß diese beiden arischen Nationen den Fortschritt der Entartung, zu der nun einmal das Menschengeschlecht verurteilt sei, längere Zeit aufhalten würden.

Zwischen seiner ersten und seiner zweiten persischen Gesandtschaft war er nach Neufundland geschickt worden. Die Eindrücke, die er dort empfangen hat, sind in seinen „Reiseerinnerungen“ niedergelegt. Sie waren äußerst ungünstig. Der angelsächsische Utilitarismus stößt ihn ab. Auch die Farmer sind Spekulant. Ihre langen dunkeln Röcke von schlechtestem Schnitt, ihre blassen, runzligen Gesichter, ihre trockne, strenge Rede „sind die richtige Uniform für Menschen, deren Credo darin besteht, daß sie alle Welt verdammen und sich selbst ein wenig mit.“ Es fällt ihm auf, daß sie den Gruß nicht erwidern und ohne jeden Anlaß eine drohende und aggressive Haltung annehmen; er kann nicht begreifen, wozu Leute, die einen so friedlichen Beruf haben, solches Betue brauchen. Ein Buch öffnen nach Gobineau diese puritanischen Kolonisten niemals, weil sie sich selbst für die Inhaber anerschaffner Weisheit halten. Ihre Schulen — er hat dem Unterricht in einer Normalschule beigewohnt — töten alle Fähigkeiten des Herzens und des Geistes, die nicht für den Schwacher verwandt werden können, und machen aus dem jungen Menschenkinde eine Rechenmaschine. An die berühmte Sittsamkeit der angelsächsischen Mädchen und Frauen glaubt er nicht. Kurzum, er sieht das Urteil bestätigt, das er im „Versuch“ über die Nordamerikaner gefällt hat: „Neuen Ländern, in die sich ein schmutziger Völkerstrom ergießt, dessen Wildheit keine wirkliche Lebenskraft ist, den fehlen die Ideen, die ein großes Volk zu schaffen vermögen.“ Daß er die französischen Schiffe und Matrosen viel besser findet als die englischen, erklärt sich schon aus dem Patriotismus, den damals, in der Glanzzeit des zweiten Kaiserreichs, die Erfolge der französischen Waffen in der Krim und in Oberitalien schwellten. Zehn Jahre darauf schreibt er eine Novelle: „Die Jagd auf den Caribou“

(Mufflon), worin die Charakterzüge, die er bei seinem Aufenthalt in Nordamerika an den Angelsachsen beobachtet hatte, zwar wieder erscheinen, aber zum guten gefehrt und idealisiert. In einer andern Novelle: Akrivio Phrangopoulo, ist der Held ein Idealengländer, ein junger schöner „Asket“ von der oben beschriebnen Art, der auf Nagos ein Mädchen fränkischer Abstammung heiratet, das ganz das Leben einer homerischen Frau lebt.

Im Jahre 1872 bezog Gobineau seinen letzten Gesandtschaftsposten, den er fünf Jahre inne hatte, in Stockholm. Hier war es, wo ihn Philipp von Hertefeld (nach einem deutschen Biographen, Dr. Kreger, Philipp von Eulenburg) kennen lernte, der ihm befreundet blieb und seine Erinnerungen an ihn in den Bayreuther Blättern veröffentlicht hat. Hertefeld fand seine Wohnung orientalisches eingerichtet, einen syrischen Diener und allerlei Gevögel darin, den Hausherrn mit Literatur und Skulptur beschäftigt; sogar einen Buddha „Nirwana zuschreitend“ hat er damals modelliert. Zu dem andern, das ihn „asketisch“ stimmte, kam noch der Verdruß über die geringe Beachtung, die seine Werke fanden, ein Verdruß, der ihn verleitet, eine literarische Verschwörung zu argwöhnen. Die erste Frucht seines Stockholmer Aufenthalts war der Roman „Die Plejaden.“ Scillière findet darin Abschnitte, die man als Literaturerzeugnisse höchsten Ranges anerkennen müsse, das Ganze aber ungleichmäßig und unvollständig, sodaß man den Roman ein Drittel von einem Meisterwerk nennen könne. Gobineau sei eben nicht der Mann gewesen, der planmäßig angelegte Werke hübsch ordentlich fertig macht, sondern ein Prophet, der unter dem Einfluß unwiderstehlicher Inspirationen in Sturmnächten von Blitzen beleuchtete Bruchstücke schaut und wiedergibt. In diesem Roman nun entwickelt er eine neue Form des „Aryanismus.“ Am Lago Maggiore treffen drei Reisende zusammen, ein Engländer, ein Franzose und ein Deutscher. In einem philosophischen Gespräch wirft der Engländer die Bemerkung hin: Wir sind drei Derwische, Königsöhne, und erklärt sich darüber folgendermaßen: „Der arabische Märchenerzähler pflegt mit den Worten zu beginnen: »Ich bin ein Königssohn.« Und er, der schmutzige, zerlumpte, hungernde, nicht selten verstümmelte Bettler meint damit nicht bloß seinen Helden, sondern auch sich selbst. Er will damit nicht sagen, daß sein Vater ein König gewesen sei; nach dem Vater, der ein Kesselschmied oder sonst was gewesen sein mag, fragt kein Mensch in seiner Zuhörerschaft, sondern er stellt mit dieser kurzen Angabe, die ihn der Notwendigkeit ausführlicher Erklärungen überhebt, nur fest, daß er ein Mensch von ausgezeichneten Anlagen und etwas vornehmeres als der große Haufe ist. Das Wort auf mich angewendet, fährt der Engländer fort, bedeutet also: Ich bin kühn und hochherzig, gemeinen Regungen unzugänglich. Mein Geschmack ist nicht der Modegeschmack; ich urteile selbständig, liebe und hasse nicht nach der Vorschrift der Zeitungen. Meine geistige Unabhängigkeit, meine unbefchränkte Freiheit im Meinen sind unantastbare Vorrechte meines edeln Ursprungs; der Himmel hat sie mir in die Wiege gelegt. Woher anders sollten mir Vorzüge, die mich von meiner Umgebung absondern und mir ihre Abneigung zuziehn, wohl kommen, als von meiner königlichen Abstammung? Diese ist es doch, die den Menschen mehr als irgend etwas andres von der Masse absondert und

über diese, über die Sklaven und die Untertanen erhebt.“ Der Deutsche ergänzt die Worte des Vorredners: „Ja, diese ausgezeichneten Eigenschaften können nur mit dem Blute eingegossen sein. Ammenmilch kann sie nicht mitteilen, so erhabne Ammen gibt es nicht. Der Charakter eines solchen Menschen besteht aus adlichen, göttlichen Eigenschaften, deren Fülle uralte Ahnen gehabt haben, die dann im Laufe der Zeit durch unwürdige Mischungen verhüllt und geschwächt worden, ja äußerlich ganz geschwunden sind, die aber unsichtbar fortlebten und nun in dem Königssohne, wie wir ihn meinen, plötzlich wieder erscheinen.“ „Also würden eurer Ansicht nach, fährt der Franzose fort, durch die Welt verstreut in allen möglichen Nationen eine Anzahl Personen leben, in deren jeder kostbare Atome der edelsten Urahnen zusammengetroffen sind, sich verbunden und die im langen Verlauf unwürdiger Mischzeugungen eingeströmten schlechten Elemente ausgestoßen haben? Diese Leute also, gleichviel in welcher Gesellschaftsschicht sie der Himmel hat geboren werden lassen, würden dann die echten Nachkommen der Amelungen und der Merowinger sein.“ „So ist es, entgegnet der Engländer. Viele Jahrhunderte sind verflossen, ehe den Sklaven und Sklavensöhnen, die ihr Haupt erhoben [siehe Nießcheses Sklavenaufstand!], die moderne Gesellschaft ihren Sabbat gebracht hat. In all dieser Zeit sind die Wackern nie ganz ausgestorben. Sie haben die Flut überstanden, an vorstehende Steine, an Pflanzenbüschel, an Gesträuch sich anklammernd. Beschmutzt und zerschunden sind sie endlich wieder zum Vorschein gekommen, mit den Denkzeichen an ihrem Leibe, die sie in dem häßlichen Aufenthaltort davon getragen haben, und die man in der Geschichte von den drei einäugigen Derwischen symbolisiert findet. Die Zahl dieser Aristokraten des Charakters läßt sich einigermaßen abschätzen; es mögen ihrer dreitausend oder dreitausendfünfhundert sein in Europa.“ Der Deutsche hält diese Schätzung für sehr übertrieben. Also noch lange nicht einmal die obere Zehntausend, von denen die Sozialdemokraten immer reden, bemerkt Seillière. Die Masse ist den drei Königsöhnen eine Horde wilder, bissiger, trübseliger, häßlicher Barbaren, die alles gesunde Leben vernichten und nichts schaffen wird. Eine Art Aristokratie dieser Bande sind die Schelme (*drôles*); diese haben ihren Nutzen, denn sie bereiten der modernen Welt das Schicksal, das sie verdient, und kann man sie auch nicht das Salz der Erde nennen, so sind sie wenigstens eine Salzlake. Unter ihnen stehn die Einfaltspinsel, die, ohne sich dessen bewußt zu sein, das Werk der Zerstörer fördern, indem sie die Kleinarbeit verrichten: Schlüssel abliefern, Türen öffnen, Phrasen erfinden, dann freilich mitunter weinend klagen, sie hätten sich getäuscht, so was würden sie niemals für möglich gehalten haben. Zu allerunterst wimmelt das Menschenvieh, das von der ersten dieser drei Klassen ausgebeutet, von der zweiten losgebunden, herdenweise dem Verderben (*vers des destins ignorés* heißt es euphemistisch) zugepeitscht wird. Über diesem Chaos, das giftige Dämpfe, Pestbazillen und Heuschreckenschwärme erfüllen, schweben in heiterm Lichtglanz die dreitausend Auserwählten, die sich von einander angezogen wie die Plejaden zu einer Gruppe vereinigen, und die allein würdig sind, daß sich eine denkende Seele mit ihnen beschäftige.

Sier müssen wir doch den Bericht Seillières auf einen Augenblick unter-

brechen und zwei Bemerkungen einflechten. Die eine, daß wir in diesen Gobineauschen Figuren die Vorbilder von Nietzsches Zarathustravelte haben, worüber wohl der Franzose im nächsten Band einiges sagen wird. Dann, daß der Materialismus, der in dieser Hypothese zutage tritt, darum einigermaßen auffällt, weil Gobineau doch immer noch mit einigen Seelenfäden am Christentum hängen geblieben ist. So blind konnte er nicht sein, zu übersehen, daß es in allen weisen Nationen und in allen Ständen Gotteskinder gibt, die die edelsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens offenbaren, und von denen manche als große Genies berühmt werden. Glücklicherweise lebt von solchen tüchtigen und guten Menschen in unserm deutschen Vaterland allein schon mehr als das hundertfache von dreitausend. Anstatt nun zu glauben, daß Gott seine köstlichsten Gaben unmittelbar spenden könne ohne Rücksicht auf Abstammung (nur daß gewisse Gaben ohne einen gesunden Leib, der nicht leicht als ein Sproß entarteter Eltern vorkommt, nicht wirksam werden können), anstatt dessen denkt er sich die Genialität und den Charakter an materielle Teilchen gebunden, die sich, jahrhundertlang in einer Flut unedler Elemente verzettelt, zufällig wieder einmal zusammenfinden und einen Edelmenschen schaffen. Nicht einmal mit Weismanns unveränderlichem Keimplasma, das übrigens den gräßlichen Anthropologen entzückt haben würde, läßt sich dieser Prozeß einigermaßen glaubhaft machen.

Jedem der drei „Derwische“ gefellt nun Gobineau in dem Roman eine Gruppe von Landsleuten zu, unter denen besonders wieder einige Engländer als Idealgestalten hervorragen. Aus dem, was Seillière zur ihrer Charakteristik anführt, heben wir nur zwei Stellen heraus, deren erste einen Zug des französischen Geistes zeichnet, während beide sehr charakteristisch für den Zeichner sind. Von einem der Franzosen des Buchs wird gesagt: „Wenn sein englischer Freund eine Idee ausdrückte, so bemerkte Louis weder ihre Quelle noch erkannte er ihre Tragweite. Der ausgesprochne Gedanke erschien ihm gewöhnlich mehr sonderbar als richtig; richtig aber fand er einen Satz nur dann, wenn dieser kurz war, vom Bekannten ausging und in einen Gemeinplatz auslief. Diese Unfruchtbarkeit, die der Franzose mit dem Namen Präzision zu schmücken pflegt, erzürnte Wilfrid, machte ihn jedoch nicht blind für die Gradheit und Biederkeit seines Reisegefährten, welchen Vorzügen eine schlechte Erziehung und eine falsche Praxis nichts hatten anhaben können.“ Den gesunden Menschenverstand, „diese Philistertugend,“ verachtete Gobineau. In einem andern Franzosen des Romans, Casimir Bullet, schildert nach unserm Kritiker Gobineau sich selbst. Er sagt von ihm u. a.: „Bullet wußte sehr viel, da er beständig las, besonders historische Werke, und die Prüfung der Taten, die die Geschichte erzählt, erfüllte ihn mit Ekel vor denen, die diese Taten verrichtet haben. Erschien ihm ein Gegenstand bei einer gewissen Beleuchtung, die übrigens diesen wahr oder falsch zeigen mochte, bewunderungswürdig, so hatte er die Gabe, sich durch nichts von den Folgerungen, die sich ihm daraus ergaben, und von der einmal eingeschlagenen Bahn ablenken und weglocken zu lassen.“

Erst nach den Plejaden veröffentlichte Gobineau die früher erwähnten Asiatischen Novellen, darauf, 1877, die Renaissance, deren literarischen und

sonstigen Wert Seillière, wie schon gesagt worden ist, gering anschlägt. Uns haben diese historischen Szenen gut gefallen, und stellenweise haben sie uns ergriffen. Das ist nun Geschmacksache, und es hätte keinen Zweck, weiter darüber zu reden. Anders verhält es sich mit der Frage, ob „Die Renaissance“ auf Richard Wagner den Einfluß geübt hat, den ihr Schemann zuschreibt, und darüber sowie über das Verhältnis der beiden Männer zueinander im allgemeinen lassen wir unsern Franzosen reden. Zunächst führt er folgende Stelle aus einem Aufsatz von Houston Stewart Chamberlain (in der Revue des Deux Mondes vom 15. Juli 1896) an: „Es war, wenn ich nicht irre, bei einem seiner zahlreichen Aufenthalte in Italien, als Wagner den gelehrten Verfasser der Geschichte der Perser und des Buchs über asiatische Religionen und Philosophien traf. (Hierzu bemerkt Seillière, es sei sonderbar, daß gerade diese beiden Werke genannt würden, die Wagner wahrscheinlich niemals gelesen habe.) Bald verband sie innige Freundschaft, und Gobineau ist öfter als einmal als willkommener Gast in die Villa Wahnfried eingekehrt. Ich glaube sogar, daß neben Liszt, dem König Ludwig und Heinrich von Stein Gobineau der einzige ist, der in den letzten Lebensjahren des Meisters sein Freund genannt zu werden verdient. Doch Stein war zu jung, daß er mehr als Schüler hätte sein können, und weder Liszt noch der Bayernkönig haben irgendwelchen Einfluß auf Wagners Denken ausgeübt. Gobineau dagegen hat nicht wenig dazu beigetragen, dem Lebensideal Wagners, der Erneuerung der Menschheit durch den Bund der Religion mit der Kunst, die letzte Gestalt zu geben. Die Ideen des französischen Schriftstellers und die des deutschen Denkers hatten zahlreiche Berührungspunkte miteinander, und der Grundgedanke des Meisterwerks über die Ungleichheit der Menschenrassen verbreitete Licht über so manche Frage, die bis dahin in Wagners Schriften unentschieden geblieben war. Jedoch hat dieser seine Unabhängigkeit in seinem Verhältnis zu Gobineau so gut behauptet wie Schopenhauer gegenüber. Wenn Schopenhauer die Unveränderlichkeit des Menschengeschlechts lehrt, so behauptet Gobineau seine unheilbare Entartung; Wagner bestreitet nicht die Entartung, glaubt aber an die Wiederherstellung. In einer bewundernswürdigen Stelle einer seiner allerletzten Schriften: Heroismus und Christentum, schreibt er dem am Kreuze vergossenen göttlichen Blute die Kraft zu, das Blut der niedern und der Bastardrassen zu verwandeln. Er ist nämlich, trotz allem, im Grunde seines Herzens immer Christ geblieben, und das unterscheidet ihn nicht allein von Schopenhauer, sondern auch von Gobineau, der am katholischen Glauben festhielt, aber im Denken ein Heide war“ (qui, catholique par la croyance, reste païen par la pensée). Ähnlich urteilt Schemann, nur daß er den Gegensatz zwischen Gobineau und Wagner übersieht. Seiner Ansicht nach hat Gobineau in der Renaissance zeigen wollen, wie eine heidnische, der Sinnenlust dienende Kunst das Verderben des Menschen beschleunige, nur die religiöse Kunst ihn retten könne, und das sei eben auch für Wagner der Weisheit letzter Schluß geworden. Daß das die Meinung Gobineaus gewesen sei, leugnet Seillière ganz entschieden. Die Renaissance konnte doch eben nur dargestellt werden als das Gemisch von Barbarei und Verfeinerung, das sie wirklich war. Was Savonarola und der greise Michel

Angelo bei Gobineau sagen, macht diesen nicht zum Teilhaber oder gar Urheber der Wagnerthese; alle Bußprediger sprechen wie Savonarola, und die meisten alten Leute verurteilen ihre sündige Zeit wie der greise Künstler. Gerade dem Grafen Gobineau aber ist es auch in seinen letzten Lebensjahren nicht eingefallen, dem Christentum Zugeständnisse zu machen. Er zeigt im Ottar Zarl, wie das Christentum verblaßt, wo immer das alte göttliche Heidentum des Nordens in den Seelen fortlebt, und er nimmt es den skandinavischen Götterföhen gar nicht übel, daß sie sich gegen Befehrer gesträubt haben, die ihnen zumuteten, sich in die Asche zu setzen. Wie er im Essai bewiesen hatte, daß weder der Fanatismus noch die Gottlosigkeit, weder der Luxus noch die Sittenverderbnis notwendigerweise den Untergang eines Staates herbeiführt, so sagt er im Ottar Zarl von der englischen Verfassung, die er verherrlicht, Tugend und Moral seien keine wesentlichen Bestandteile der Mischung, durch die sie zustande gekommen sei. Der einzige Wandel gegen früher bestand darin, daß er jetzt die Kunst liebte und rühmte, aber in dieser Beziehung bedurfte doch Wagner, der von der Wichtigkeit und Wirksamkeit seiner Musikschöpfungen den höchsten Begriff hatte, wahrhaftig keiner neuen Offenbarung. In ihrer Weltansicht sind die beiden Freunde einander immer fremd geblieben. In der Villa Wahnfried kam das Gespräch einmal auf die soziale Frage, und Wagner behandelte sie vom Standpunkte der Schopenhauerschen Mitleidmoral. Gobineau wollte davon nichts wissen; man dürfe nicht in dieser ohnehin elenden Welt auch noch den Armen dem Reichen, den Dummkopf dem Weisen, den Krüppel dem Gefunden vorziehen. Übrigens zeige sich eine edle Natur von selbst mitleidig, opferbereit und gleichgiltig gegen die äußern Umstände und bedürfe keiner Gebote. Der christlichen Entfagung zog er die heidnische Selbstachtung vor, der weichmütigen Verzeihung die Würde dessen, der sich durch nichts aus der Fassung bringen läßt und das Unvermeidliche erträgt, ohne zu klagen; vor allem aber wollte er von keiner Gleichheit der Menschen reden hören, man möge sich diese wie immer auch denken. Hier tritt ein zweiter Unterschied zwischen beiden hervor: Gobineaus [natürlich nur theoretischer] Asketismus war der stolze Stoizismus des über die Begierden der schwarzzelben Plebs erhabnen arischen Göttersohns, Wagners [erst recht nur theoretischer] Asketismus beruhte auf dem Schopenhauerschen Mystizismus, der den Glauben an die im Transcendenten wurzelnde Gleichheit aller Menschen einschloß.

Trotz solchen Gegensätzen hat zwar nicht „Die Renaissance,“ wohl aber Gobineaus Grunddogma auf die schließliche Formulierung der Wagnerschen Glaubenslehre Einfluß geübt. In „Religion und Kunst“ gibt sich des Bayreuther Meisters Verlangen kund, die Entartung des Menschengeschlechts beweisen zu können, denn seine Mystik steht im Gegensatz zu dem materialistischen Glauben an die aufsteigende Entwicklung, und einer, der sich zum Erlöser berufen fühlt, bedarf einer erlösungsbedürftigen Welt. Damit aber die Wiederherstellung möglich erscheine, möchte er als Ursache der Entartung eine durch den Mangel an Erfahrung verschuldete bloße Jugendtorheit des Menschengeschlechts annehmen. Darum würde ihm vielleicht die von Gobineau geoffenbarte Torheit der Mißheiraten der Weissen willkommen gewesen sein, wenn er

sie schon gekannt hätte, als er seine Arbeit begann. Da das nicht der Fall war, mußte ihm vorläufig ein anderer französischer Schwärmer ausshelfen, der 1842 verstorbene Vegetarianer Gleizès, von dessen Schrift „Thalysia oder das Heil der Menschheit“ (1873) eine deutsche Übersetzung erschienen war. Wagner bemächtigte sich sofort der Weisheit „des sanftmütigen französischen Narren,“ und das Leichengift des Tierfleisches leistete ihm einstweilen den Dienst, den er brauchte. Die Juden waren ihm ohnehin schon verhaßt, jetzt wurden sie es noch mehr aus dem Grunde, weil das Alte Testament den Fall des Menschengeschlechts auf den Genuß einer Baumsfrucht zurückführt, und weil Jehovah Abels geschlachtetes Lamm dem unschuldigen Fruchtopfer Kains vorzieht. Nur eine geologische Katastrophe, die den Menschen aus den seligen Gefilden des Südens in den unwirtlichen Norden versetzte, könne ihn dahin gebracht haben, daß er, um nicht Hungers zu sterben, die Hand an seine Tierbrüder legte. Sollte es wahr sein, daß der Mensch in einem kalten Klima einer stickstoffhaltigern Nahrung bedarf, als sie die Pflanzen gewähren, so müßte eine allgemeine Rückwanderung in den Süden den Tierschlächtereien ein Ende machen, in denen sich der Mensch für die Menschen Schlächtereien des Krieges einübt. Darauf lernt Wagner Gobineau kennen und überrascht nun in „Herovismus und Christentum“ seine Jünger mit der Mitteilung, daß er außer dem Fleischgenuß noch eine andre Ursache der Entartung habe kennen lernen „durch einen der geistreichsten Menschen unsrer Zeit.“ (Es sei interessant, bemerkt Seillière, daß Wagner bei der ersten Erwähnung Gobineaus gerade diese Eigenschaft hervorhebt, weil auch beider gemeinsame Freundin, Malvida von Meyßenbug, nach dem ersten Zusammentreffen mit dem Grafen nichts von ihm zu melden weiß, als daß er viel esprit à la française habe.) Er recapituliert nun kurz Gobineaus Lehre und erklärt die Mißheiraten für eine solche Jugendtorheit aus Unerfahrenheit, wie er sie braucht. Damit hört aber auch die Übereinstimmung schon auf. Während Gobineau überzeugt ist, daß der einmal begangne Fehler nicht wieder gut gemacht werden könne, hat Wagner ja die Entartung nur festgestellt haben wollen, um dem kranken Menschengeschlecht seine Bayreuther Kunst als Heilmittel verschreiben zu können. Zunächst nun untersucht er, worin eigentlich der Vorzug der weißen Rasse bestehe, und lehrt mehr schopenhauerisch als gobineauisch, daß es die Beherrschung und Lenkung des Willens durch den Intellekt sei, was den Weißen zum höhern Menschen mache. Der Farbige, der vom blinden Willen in der Form der Leidenschaft beherrscht werde, fühle das Leiden weniger, weil er nicht mit vollem Bewußtsein leide. Die höhern Naturen dagegen, wie Tristan und Elisabeth, zwingt das mit vollem Bewußtsein erduldete Leiden, das Geheimnis dieser schlimmen Welt zu enträtseln und durch den Tod den Sieg über sie zu erringen.

Der älteste Typus dieser Weltüberwinder ist Herkules; das Bewußtsein des eignen persönlichen Werts verleiht einem Herkules, einem Siegfried die Überzeugung von ihrem göttlichen Ursprung. Aber als arische Helden erringen sie ihren Sieg nicht in der Form allmählicher quietistischer Resignation, sondern durch eine gewaltige Willensanstrengung: vom Abscheu vor dem Verderben der Welt ergriffen schwingt sich der Heros in plötzlicher, wunderbarer Befehung

mit einem Ruck auf die höchste Stufe des Heldentums empor und wird ein Heiliger. Es ist schon gesagt worden, daß Gobineau nach 1870 für diese Auffassung des Heldentums nicht unzugänglich war, sodaß sich also in dieser Beziehung allenfalls ein Kompromiß zwischen den drei Weisen aus dem Morgenlande (oder vier, wenn wir Nietzsche hinzunehmen) herstellen ließe. Dagegen wäre Gobineau so wenig wie Nietzsche jemals in das Cönaculum des Montsalvatsch hineinzubringen gewesen. Bei Wagner ist es der Aublick des Gekreuzigten, der letzten und furchtbarsten Wirkung des allgemeinen Verderbens, was im Helden den Entschluß der Bekehrung reift, und sollte das Blut des Weißen ehedem einen Vorzug vor dem der andern Rassen gehabt haben, so verschwindet dieser doch mit dem Eintritt des Erlösers in die Weltgeschichte. Dessen Blut ist die Quintessenz des Blutes des Völkerchaos, der leidenden Menschheit, dieses Blut gehört als das Symbol der Einheit des Menschengeschlechts allen Rassen, es hat sich in die Adern der Christenheit ergossen, und deren Blut kann also nicht unheilbar verdorben sein. Zwischen den Geschichtsphilosophien der beiden Männer ist hiernach keine Versöhnung möglich. Was sie verband, sie ihren Gegensatz vergessen machte, das war die Liebe zu den schönen Künsten. In dem Buch über die asiatischen Religionen findet Seillière ein ganz wagnerisches Kapitel. Es handelt von dem persischen Volksdrama, zu dem die bekannte Feier, die zu Ehren des ermordeten Kalifen Ali alljährlich begangen wird, nicht lange vor Gobineaus Ankunft in Teheran umgestaltet worden war. Der phantasiereiche Mann war entzückt davon. Er fand, daß hier etwas ähnliches geschaffen sei wie im religiösen Volksdrama des Aeschylus und in den mittelalterlichen Mysterien, und er sah damit eine neue Periode für das Schauspiel anbrechen, das bei uns zu einem leeren Zeitvertreib für großstädtische Müßiggänger herabgesunken sei. Das schrieb er in der Zeit, wo Wagner dieselbe Idee zu verwirklichen suchte, und wo der Tannhäuser von dem frivolen Publikum der Pariser Oper ausgepiffen wurde, zwanzig Jahre vor seiner Bekanntschaft mit Bayreuth. Diese Seelenverwandtschaft gerade in dem, was Wagners Lebensinhalt ausmachte, genügt für sich allein schon, die lebhafteste Zuneigung zu erklären, die die beiden Männer vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft für einander empfanden.

Die letzten beiden Werke Gobineaus sind Amadis, eine Rittergeschichte in Versen, die vollständig erst nach des Verfassers Tode herausgegeben worden ist, und die Seillière sehr schwach findet, und die 1879 erschienene Geschichte des skandinavischen Seeräubers Ottar Karl. In diesem Helden verehrte Gobineau seinen Ahnherrn, und das Buch erzählt, wie Ottar das pays de Bray in der Normandie erobert hat, und wie seine Nachkommen zu südfranzösischen Gobineaus geworden sind. Seillière unterzieht diesen Versuch einer Stammbaumkonstruktion, die das umgekehrte des natürlichen Baumwachstums sei, indem sie die Wurzeln in die blaue Luft hinaufwachsen lasse, einer ausführliehen und vernichtenden Kritik. In der Familientradition der bordelaisischen Kaufleute und Parlamentsräte, von denen Gobineau abstamme, finde sich keine Spur, die auf normannische Herkunft deute. Mit dieser fabelhaften Geschichte habe der Dichterphilosoph in der Kunst, seine den persönlichsten

Herzensbedürfnissen entsprungenen Phantasien in ein historisches Gewand zu kleiden, das höchste geleistet. Wie ihm die Offenbarung seines Ursprungs gekommen ist, erzählt der Herr von Hertefeld. Eines Tages erkletterten beide einen Felsen an der Ostseeküste, auf dem sie von Fichten beschattete Ruinen cyklopischer Mauern fanden. „Hier, rief Gobineau, hat Ottars Burg gestanden!“ Woher wissen Sie das? fragte sein Begleiter. „Ich fühle es, daß ich von diesem Ort entsprossen bin.“ Am Schluß warnt Seillière seine Landsleute davor, die Phantasien eines Dilettanten, wofür sie Gobineaus Hauptwerk hielten, nicht zu leicht zu nehmen; diese Phantasien seien, wenn auch nicht die einzige Quelle, so doch eine der Quellen einer gewaltigen Strömung jenseits des Rheins, über die er mehr zu berichten verspricht.



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

9. Noch allerlei Erinnerungen aus der Schulzeit



U n meinem väterlichen Hause und in Quedlinburg wurde in meiner Jugend noch viel Plattdeutsch gesprochen. Niemals freilich in der Familie oder gar bei Tisch oder in der Gesellschaft. Da galt das Plattdeutsche für ordinär. Aber die kleinen Leute, die Arbeiter, die Diensthoten unter sich, und namentlich die vielen Landleute von auswärts, die in unser Haus kamen, sprachen, obwohl sie auch Hochdeutsch verstanden und sprechen konnten, mit Vorliebe und fast ausschließlich plattdeutsch. So habe ich denn auch als Kind ganz von selbst das Plattdeutsche verstehen und geläufig sprechen lernen. Unser Plattdeutsch war nicht die wohlklingende, feine Mundart, wie sie in Mecklenburg und Pommern gesprochen wird und später durch Fritz Reuter im ganzen deutschen Vaterlande so beliebt geworden ist. Unser Plattdeutsch klang viel härter und eckiger als das Reutersche. Es entsprach mit seinen harten Formen, wie eck, deck, meck oder gar ecke, decke, mecke statt ich, mi, di usw. mehr der im Braunschweigischen, Hildesheimischen und Kalenbergischen üblichen Sprechweise. Immerhin ist mir die Fertigkeit, mit der ich unser Plattdeutsch völlig beherrschte, sehr zustatten gekommen. Nicht nur für die Lektüre der Werke Fritz Reuters und für das Verständnis des Volkslebens in meiner engern Heimat, sondern später, als ich im Hoyaschen Amtshauptmann war, auch für den Verkehr mit den Amtseingeseßnen. Die dortigen Bauern verstanden mich, und ich verstand sie vollkommen. Sie sprachen fast nie Hochdeutsch und freuten sich, wenn ihr Amtshauptmann auf gut Plattdeutsch mit ihnen verkehrte und verhandelte. Übrigens ließ auch das Quedlinburger Hochdeutsch manches zu wünschen übrig. Ja man hatte manche charakteristische plattdeutsche Worte und Wendungen in das Hochdeutsch, ohne sich dessen bewußt zu sein, herübergenommen. Dies zu entdecken und in Einzelheiten zu verfolgen, hat mir oft viel Spaß gemacht. Was von solchen Inkorrektheiten an meiner eignen Sprechweise haften geblieben war, mag später das Leben nach und nach einigermaßen abgeschliffen haben.

Ich mag wohl ein ziemlich wilder Junge gewesen sein. Eines Tags, als ich etwa sechs Jahre alt und Schüler der dritten Klasse der Volksschule war, hörte ich meinen Vater zur Mutter sagen: „Für den Jungen hält ja weder Rock noch Hose. Er müßte Hosen von Eisen haben. Ich werde ihm einstweilen ein Paar Lederhosen machen lassen.“ Zu meinem Schreck machte er mit dieser Drohung Ernst